

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Tobias Hüls Witt

Der kleine Herr Mister

Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2018

Es klingelt. Ich öffne und übersehe ihn fast, weil er mir gerade mal bis zur Hüfte reicht. Er steckt in einem blauen Overall und schwarzen Sicherheitsschuhen. Seine Haut ist blau, und aus seinem kleinen Gesicht grinst er frech zu mir herauf.

»Lass mich rein«, kreischt er, und seine Stimme schnarrt wie eine Bombarde. Ich versuche, ihm den Weg zu versperren, weil ich fürchte, er will nach unangemeldeten Radios und Fernsehern suchen.

»Nichtsnutz! Idiot!«, schreit er und zwängt sich an mir vorbei in die Wohnung. Seine Stimme kitzelt in meinen Ohren. In der Mitte meines Ateliers bleibt er stehen und sagt seinen Namen, den ich nicht richtig verstehe. Er wiederholt ihn, und noch immer verstehe ich nicht. Er wird ungeduldig und beginnt von neuem zu schreien, und endlich verstehe ich »Herr Minister«.

»Herr Minister?«, frage ich.

»Mister! Mister!«, kreischt er und streckt mir seinen kleinen Zeigefinger entgegen.

»Ich?«, frage ich.

»Herr Mister! Das ist mein Name: Herr Mister!«

»Herr Mister?«

Er nickt zufrieden. »Exakt. Alle Menschen hören auf *Herr Mister*.«

»Auf Herrn Mister«, korrigiere ich.

»Alle Menschen hören auf Herr Mister!«

»Was soll denn das bedeuten?«, frage ich, doch er beachtet

mich nicht. Er stemmt die Arme in die Hüften und schaut sich um. Auch ich schaue mich um. Das Oberlicht über der Spüle in der Kochnische habe ich nie geputzt, die weiße, flaumige Feder eines Vogels, der vor langer Zeit dagegen geflogen ist, klebt an der Scheibe. Auf einem durchgebogenen Brett an der Wand stapeln sich Teller und Tassen. Schräg gegenüber, über dem Gasherd, ist ein weiteres Brett angebracht, auf dem die Gewürze aufgereiht sind. In der Spüle liegt eine benutzte und zum Aufweichen mit Wasser gefüllte Pfanne, und daneben, auf der Ablage, stapelt sich ungewaschenes Geschirr. Alles sieht genauso aus wie in Wirklichkeit. Nur der kleine Wecker auf dem Tisch zeigt eine Zeit an, die ich nicht kenne.

Die Kochnische ist nur zur Hälfte gestrichen, womit sie den Zustand des gesamten Ateliers widerspiegelt, weil mir während der Renovierung das Geld ausging. Die Hälfte der Wandflächen habe ich verputzt und einen Teil dieser Hälfte weiß gestrichen, der Rest der Wände zeigt sein nacktes rotes Ziegelwerk. In der Kochnische stoßen eine verputzte und eine unverputzte Wand aufeinander, und unter der Decke laufen zwischen den Reihen der Neonröhren und Halogenstrahler, die ich nachts für die Arbeit brauche, ein paar alte Rohre.

Zur Zeit könnte ich mir neue Farbe leisten, doch ich bin zu ängstlich, das bisschen Geld, das ich habe, auszugeben. Ich weiß inzwischen, dass alle, die Geld von mir wollen, von der Bank informiert werden, sobald mein Konto leer ist, sodass sie ihre Rechnungen in genau diesem Moment schicken, und zwar alle auf einen Schlag. Jedenfalls, genau wie die Kochnische befindet sich das Atelier in einem Zustand der Verwüstung, weil es nur noch zwei Wochen bis zur Vernissage sind und ich keinerlei Nerven zum Aufräumen habe.

Der kleine Herr Mister hat sich inzwischen auch den Rest angeschaut, die Werkbank, den Tisch voller Blätter und Bücher, den zugemüllten Boden und das alte rote Sofa.

»Schrott«, sagt er schließlich. »Wie kannst du in diesem Dreck leben? Du bist doch ein talentierter Mensch!«

Ich werfe ihm einen müden Blick zu. Ich weiß genau, wie es um mein Talent bestellt ist.

»Pass mal auf jetzt«, sagt er. Er zieht eine kleine, flache Dose aus seiner Tasche, klappt den Deckel auf, holt mit den Fingerspitzen eine Knallerbse heraus und wirft sie auf den Boden. Dort, wo sie geplatzt ist, liegt nun ein Mann. Ein Mann in einem schwarzen Anzug, in der Hand einen Aktenkoffer. Er stöhnt, rappelt sich auf und schaut den kleinen Herrn Mister mürrisch an. Der kleine Herr Mister holt aus, als wolle er ihm eine Ohrfeige geben, worauf der Mann den Kopf einzieht und sagt: »Schon gut, schon gut! Reg dich nicht auf, ich mache ja schon.«

Ich kenne diesen Mann. Er hat rote Haare und trägt eine Brille auf seiner spitzen Nase, seine Augenlider hängen, als träumte er, und ich habe ihn seit einer Ewigkeit nicht gesehen: Er ist ein Bankangestellter der Sparkasse, bei der ich früher mein Geld einzahlte, als ich noch Schüler war und in meinem Heimatort ein paar Mark mit dem Verteilen von Werbeblättchen verdiente.

»Na los!«, sagt der kleine Herr Mister, und der Mann räuspert sich. Er nickt mir mit einem gekünstelten Lächeln zu, legt den Koffer vor mir auf den Boden und öffnet ihn. Darin liegt, obwohl der Koffer viel zu klein dafür ist, eine Frau, die einen Bikini in den Farben eines Rettungsringes trägt.

»Jetzt du!«, ruft der kleine Herr Mister, und die Frau in dem Koffer schaut mich an und sagt: »Komm, mein Kleiner, ich bring dich ins Bett!«

»Gut«, sagt der kleine Herr Mister und klatscht in die Hände, die Frau winkt mir, und der Mann klappt den Koffer wieder zu.

»So, und jetzt raus, aber dalli. Raus raus raus raus!« Der kleine Herr Mister scheucht den Mann zur Tür hinaus und

knallt sie hinter ihm zu. Dann geht er zum Sofa und sagt:
»Hilf mir da rauf.«

Ich hebe ihn hinauf, und als er oben ist, schlägt er mir auf die Finger und sagt: »Fass mich nicht an! Setz dich!«

Ich setze mich ans andere Ende des Sofas.

»Na«, fragt er, »wie fandest du das?«

Ich zucke die Schultern.

»Wie? Du magst es nicht?«

»Was?«

»Das Glück!«

»Wie?«

»Das war es, das Glück! Was denn sonst!«

»Was, *das*?« Ich beginne zu lachen.

»Lach nicht«, kreischt er, und ich verstumme.

»Und jetzt?«, frage ich nach einer Weile.

»Willst du es haben, ja oder nein?«

»Das Glück?«

Er nickt.

»Hm«, mache ich.

»Ohne Beziehungen kommst du nicht an es ran. Aber du hast Glück, denn das Glück ist ein alter Freund von mir, und ich gebe es, wem ich will.«

Ich überlege.

»Mach hin jetzt«, sagt er. »Ich muss weiter.«

Mir wird klar, dass vermutlich niemand, den ich kenne, weiß, dass das Glück nichts weiter als eine Knallerbse ist. Ich werde plötzlich sehr aufgeregt und will dieses Glück unbedingt allen zeigen, also sage ich:

»Gut, in Ordnung, ich nehm's!«

»Supra!« Er hält mir seine kleine, blaue Hand hin. »Ich mache dich groß. Du musst einfach nur tun, was ich will.«

»Was?«, sage ich. »Dann vergiss es. Dann behalt deinen Quatsch.«

Kaum habe ich es gesagt, da läuft er rot an und beginnt laut zu schnaufen. Dann nimmt er meine Islandtasse, die auf dem

Beistelltisch neben dem Sofa steht, und schmeißt sie auf den Estrich, wo sie zerspringt. Tränen treten mir in die Augen.

»He, kleiner Mann«, sage ich, »ganz ruhig, ja!«

»Kleiner Mann?« Er fixiert mich. »Du hast keine Chance ohne mich, null, Ende Gelände, buddel dein Grab, Penner! Ohne mich wirst du's nie schaffen! Schon ganz andere haben es ohne mich nicht geschafft.«

»Du komischer Knirps«, sage ich in meinem Traum zu ihm.

Zack, schlägt er mir ins Gesicht, so schnell, dass ich gar nicht dazu komme, zurückzuweichen, und es ist ein Wunder, dass sein kurzer Arm bis zu mir herüber reicht. »Du wirst nicht einmal behalten, was du jetzt hast. Du wirst alles verlieren«, sagt er. »Und alle. Und ich werde dich immer finden. Glaub mir, ich weiß, wo dein Haus wohnt.«

»Du kannst jetzt aufwachen«, sagt er ein wenig später, aber ich wache nicht auf. Ich sitze neben ihm und schaue auf die Scherben vor uns auf dem Boden. Nach einer Weile zieht er wieder die Dose aus seiner Tasche, klappt sie auf und lässt eine weitere Knallerbse auf den Boden fallen. Sie explodiert, und an der Stelle, an der sie explodiert ist, steht ein Ding, das wie eine Antenne und ein Berg zugleich aussieht. Als es plötzlich nur noch wie eine Antenne aussieht, rutscht er vom Sofa und tritt so lange dagegen, bis es wieder wie eine Antenne und ein Berg zugleich aussieht.

»Und was ist das?«, frage ich. »Das Pech oder so?«

»Nein«, sagt er. »Das ist nur so zum Spaß.«

»Buh!«, macht er plötzlich, und ich kneife vor Schreck die Augen zusammen, und als ich sie wieder öffne, bin ich wach.

2

Benommen sitze ich beim Frühstück, der grüne Tee in meiner Islandtasse ist stark und bitter geraten. Ich schaue auf das kleine, dicke Wikingerschiff, das auf der Tasse stillsteht, und

komme ohne große Mühe zu dem Schluss, dass mich das Angebot des kleinen Herrn Mister nicht überzeugt hat, weil es zu dürftig war. Davon abgesehen wäre zu seinen Bedingungen selbst ein überzeugenderes Glück nicht in Frage gekommen. Nachdem ich meinen Tee getrunken habe, halte ich die Islandtasse noch eine Weile in der Hand und denke an die Wikinger, und wie sie Met aus Schädeln tranken, um den Gefallenen Geleit ins Reich der Toten zu geben, von wo sie – wilde, unerschrockene Menschen –, wenn sie zu viel tranken, selber nicht heimkehrten, sodass sofort wieder Met getrunken werden musste, um die neuen, im Geleittausch Gestorbenen nach Walhall zu bringen, wo gleich wieder einige vom Geleitschutz blieben und immer so fort bis Ragnarök, der großen Schlacht, in der die Götter unterliegen und die Welt zugrunde geht. Die Götter wissen, dass sie verlieren werden, denn das ist das Schicksal der Welt. Und trotzdem rüsten sie sich.

In die Glasfront ist nur an einem Ende ein kleines Fenster eingelassen, das sich öffnen lässt. Ich stoße es auf. Morgenluft strömt herein. Ich nehme meine Pinsel und Spachtel von der Werkbank und gehe an die Staffelei, auf der ein Bild steht, an dem ich seit einigen Tagen arbeite. Es zeigt Johanna und mich, wie wir unsere Gesichter aneinander halten. Als Vorlage hat eines der unzähligen Fotos gedient, die sie im Lauf der Jahre von uns gemacht hat. Dieses hier stammt aus unserem ersten Jahr. Ich werde sieben dieser Bilder malen, eines für jedes Jahr.

Johanna macht diese Fotos, indem sie die Kamera vor uns hält und abdrückt. Auf allen blickt sie konzentriert und intensiv, wie jemand, der eine Idee verfolgt, die ihm wichtig ist. Meist hat sie den Kopf in den Nacken gelegt und schaut unter gesenkten Lidern hervor. Ich selbst blicke auf den meisten Fotos, als fragte ich mich: »Was machen wir hier?« Meine Locken sehen zerzaust aus, und meine Augen wirken immer leicht entzündet. Diesen Eindruck habe ich auf dem Gemälde noch verstärkt. Heute Morgen allerdings gefallen mir

diese übertrieben entzündeten Augen nicht mehr, weil ihre Darstellung eine gewisse Verlorenheit glorifiziert, von der ich jetzt denke, dass ich sie nicht glorifizieren will, und ich beginne, die Augen sogar ein bisschen weniger entzündet zu malen, als sie auf dem Foto wirken.

Am Abend besucht mich Johanna. Sie legt sich auf das Sofa und trinkt Tee aus der roten Tasse, auf der ein Rabe eine Art Treppe hinunterhüpft. Sie sieht mir beim Malen zu und erzählt mir von ihrem Tag. Ich stelle mich ans Fenster und schaue hinaus. Das Abendlicht webt violette Schleier in die Luft und lässt sie auf alles niedersinken. Unter mir breitet sich die Brache aus, die an den alten Industriekomplex stößt. Sie wird auf der einen Seite von einer Straße, auf der anderen von einem Kanal und gegenüber dem Industriekomplex von drei alten, mehrstöckigen Wohnblocks begrenzt. Disteln ragen aus dem sandigen Boden, Gras hält sich an den Rändern ausgetrockneter Pfützen fest, und an einer Stelle schauen die Räder eines verrosteten Kinderwagens aus der Erde. Der Septemberhimmel ist seit Tagen wolkenlos, aber bald werden die Herbstschauer die Brache in einen Sumpf verwandeln. Draußen vergeht das Licht, und Schwärze mischt sich in das Blau des Himmels, wie eine optische Täuschung zunächst, eine Unschärfe des eigenen Blicks, dann immer deutlicher und schneller.

»Es ist wirklich verrückt, dass diese Theorie so sehr stimmt, oder?«, sagt Johanna.

»Was?« Ich drehe mich zu ihr um.

Sie schaut auf das Gemälde. Im Atelier ist die Dämmerung bereits fortgeschritten, Zwielflicht hat sich über das Bild gelegt und begonnen, mit kleinen Tüchern die Grenzen unserer Gesichter zu verwischen.

»Na, diese Theorie, dass die stimmt.«

»Welche Theorie denn?«

»Ich habe sie in einer Zeitschrift gelesen, schon lange her. Habe ich dir nie davon erzählt? Der Artikel hat die Er-

kenntnisse einer Forscherin beschrieben, einer Amerikanerin. Sie hat Paare untersucht, die von sich selber sagten, sie seien besonders glückliche Paare, Traumpaare praktisch. Dabei hat es keine Rolle gespielt, wie lange sie schon zusammen waren. Auch ob sie auf irgendeine Weise objektiv glücklicher waren als andere, war nicht wichtig. Es ging nur um ihr Empfinden und die Gründe, warum sie so empfanden.«

In dem Atelier ein Stockwerk höher beginnt ein Klopfen. Der Maler über mir baut sich Rahmen.

»Die Wissenschaftlerin hat das menschliche Gesicht in fünfzehn Felder aufgeteilt«, fährt Johanna fort. »Oder zwölf, ich kann mich an die Details nicht richtig erinnern. In diesen Feldern wiederum hat sie zwischen bestimmten Formen unterschieden, mit denen sich ein Gesicht beschreiben lässt. Im Feld ›Ohr‹ gab es angewachsene und nicht angewachsene Läppchen, kleine und große, abstehende und anliegende Ohren und so weiter. Im Feld ›Nase‹ gab es Stupsnasen und Hakennasen, kurze und lange, runde und spitze Nasen. Entsprechende Unterscheidungen hat sie beim Kinn getroffen, beim Mund, bei den Wangen, den Augen, den Augenbrauen, der Stirn, dem Haaransatz und so weiter. Ein ganzes Gesicht wurde dann anhand von, sagen wir, fünfzig solcher Merkmale beschrieben.«

Der Himmel vor der Fensterfront ist nun bereits schwarzblau und tief, und Dunkelheit hat das Atelier gefüllt.

»Und das Ergebnis war: Bei den Partnern der jeweiligen Traumpaare stimmten die Merkmale in mindestens zehn der zwölf Gesichtsfelder überein! Oder, um es einfach zu sagen: Sie sahen sich absolut ähnlich. Und um es allgemein zu sagen: Partner sehen sich immer ähnlich, oder sie werden keine, oder sie bleiben's nicht lange.«

»Dann sind wir ja ein Traumpaar«, sage ich.

Johanna zieht ein Bein an und beginnt, ihren Fuß zu massieren.

»Als ich diesen Artikel damals gelesen habe, ist für mich eine Welt zusammengebrochen. Ich hatte eine ganz andere, völlig romantische Vorstellung von Liebe. Dass es etwas derart Banales sein sollte, das hat mich erschüttert. Jahrelang habe ich jedes Paar, das mir begegnet ist, ganz genau angeschaut, die Gesichtsmarkmale verglichen – und das Ganze praktisch jedes Mal bestätigt gefunden. Ausnahmen wie immer. Partner ähneln sich. Und sie werden sich mit dem Alter ähnlicher, weil sie es von Anfang an sind. Im Alter wird es lediglich deutlicher, weil die charakteristischen Merkmale hervortreten, wenn die Haut ihre Spannung verliert.«

Johanna lässt ihren Fuß los, schaut mich an und kratzt sich unter dem Auge. Dann reibt sie sich kurz die Nase, bevor sie weiterspricht.

»Es hat ziemlich lange gedauert, bis ich das akzeptieren konnte. Aber als ich es endlich akzeptiert hatte – da ging es mir besser! Ich war auf einmal erleichtert, dass es so simpel ist. Keine Mysterien, keine Rätsel, alles begreifbar. Und als ich dich getroffen habe, habe ich gleich gesehen, dass du mir ähnlich siehst, und deshalb habe ich gedacht: Na, das könnte doch etwas werden.«

Blasses, weißes Licht, das von den Straßenlaternen herüberfließt, schmiegt sich an die Wände des Ateliers. Wie ein verschatteter Mond hängt Johannas Gesicht in der Dunkelheit. Ich kann mir uns gut als altes Paar vorstellen. Johanna wäre noch immer groß und stolz, sie hätte weiße Haare, und die Falten an den Winkeln ihrer kastanienfarbenen Augen würden ihrem Gesicht etwas Freundliches geben. Ich greife in einen Metallkorb, der unter der Werkbank steht, finde meine Taschenlampe und richte ihren Strahl auf das Bild. Es stimmt. Unsere Ähnlichkeit ist frappierend.

Am nächsten Abend reißt mich ein Anruf von Johanna aus der Arbeit. Ihre Mutter hat sich wieder einmal bei ihr gemeldet. Mit dem Fahrrad fahre ich zu Johannas Wohnung und finde sie in Tränen aufgelöst im Bett. Ich lasse ihr ein Bad ein und halte sie im Arm, bis die Wanne voll ist. Dann bringe ich sie hinüber, ziehe sie aus und schüttele ein Schaumbad, das nach Sommerwiese riecht, ins Wasser. Ich schalte die Stereoanlage in Johannas Wohnzimmer ein und lasse leise Musik laufen. Ich öffne das Fenster im Zimmer und das in der Küche, damit frische Luft durch die Wohnung strömt. Dann setze ich mich auf den Badewannenrand und lege meine Hand auf Johannas Haare.

In diesem Augenblick klingelt das Telefon. Johanna stöhnt auf, presst sich die Hände auf die Ohren und taucht ab.

Ich gehe hinüber ins Wohnzimmer, schliesse die Tür hinter mir und gehe ran.

»Gib mir Johanna«, sagt ihre Mutter am anderen Ende der Leitung.

»Das ist jetzt keine gute Idee.«

»Was fällt dir ein? Du gibst sie mir jetzt sofort!«

»Sie ist nicht da.«

»Lüg mich nicht an! Und so unverfroren! Du bist wirklich das Schlimmste, was meiner Tochter passieren konnte, verlogen, verdorben und –«

»Ich richte ihr Grüße aus, wenn sie zurück ist.«

»Weißt du, was du ihr ausrichten kannst? Richte ihr aus, dass ich sie enterbe, wenn sie mit dir zusammenbleibt. Bis sie dich getroffen hat, war sie ein normales, umgängliches Mädchen –«

»Als sie mich getroffen hat, war sie fix und fertig von all dem katholischen Irrsinn, den Sie ihr eingetrichtert haben.«

»Sie war ein lebensfroher junger Mensch!«

»Sie war depressiv.«

»Wenn sie Depressionen hat, dann wegen dem Leben, das sie mit dir führt. Der Mensch kann auf sich selbst zurückgeworfen nicht leben. Man braucht einen Glauben.«

»Das sagen Sie.«

»Und diese Meditiererei ist kein Glauben! Sie hockt doch nur da und grübelt über sich selber nach. Und dieser Kurletogel ...«

»Khureltogoo«, sage ich.

»Der war doch ein Guru. Das ist eine Sekte.«

»Es ist keine Sekte«, sage ich müde.

»Ach, man braucht doch nur den Namen im Internet einzugeben.«

»Sie können sich den Namen ja nicht einmal merken.«

»Meine Tochter ist –«

Ich unterbreche sie und werde laut. »Sie wohnen tausende von Kilometern weit weg, Sie haben Ihre Tochter eine halbe Ewigkeit nicht gesehen, Sie wissen doch überhaupt nichts mehr über sie, und es interessiert Sie in Wahrheit auch gar nicht, ich frag mich, ob Sie einen Menschen überhaupt noch richtig wahrnehmen können oder ob Sie immer nur durch so komische ... Wissen Sie, was das Beste für Johanna wäre? Es wäre am besten, wenn Sie sie einfach in Ruhe ließen! Haben Sie mal darüber nachgedacht, warum die Ärzte ihr damals davon abgeraten haben, Sie zu sehen? Meinen Sie, die haben das zum Spaß gesagt? Die haben es gesagt, weil Sie sie fertig machen mit Ihrem religiösen ... Hyperschwachsinn!«

»Aus dir spricht das Böse!«

»Und das sind nicht meine Worte, das sind die Worte von Ärzten. Aber wissen Sie was, ich glaube denen, und jetzt, verdammt nochmal, lassen Sie sie in Ruhe!« Ich lege auf und schmeiße das Telefon auf Johannas Sofa. Dann nehme ich es und drücke so lange auf die rote Taste, bis das Display erlischt und das Telefon aus ist.

»Oh Mann ey«, sage ich zu mir selber und gehe zurück ins Badezimmer.

»Das war –«

»Ich hab's gehört«, sagt Johanna. »Ich werde nicht mehr mit ihr sprechen. Wenn sie noch irgendwas von mir will, soll sie's Walter ausrichten.«

»Hoffentlich kommt sie nicht wieder angereist.«

»Dann bring ich mich um.«

»Hey«, sage ich, »sag so was nicht. Ich glaub' das, wenn du solche Sachen sagst!«

»Wenn es sich aber so anfühlt.«

»Trotzdem. Sag so was nicht.« Und obwohl mir mulmig zumute ist, sage ich: »Wenn du dich umbringst, dann versohl' ich dir den Hintern.«

Johanna legt den Kopf zurück und schließt die Augen.

Später helfe ich ihr aus der Wanne, trockne sie ab, wickle sie in ihren Bademantel und bringe sie in ihr Bett. Dann schließe ich das Fenster in der Küche, stelle mir den Wecker und lege mich neben sie.

Drei Stunden später schalte ich den Wecker aus, und als ich auf der Bettkante sitze, überfällt mich der Gedanke, dass ich, wie alle, eines Tages werde sterben müssen. Dass ich, wie alle, nur ein winziges Wesen von größter Unwichtigkeit bin, und dass, verständlicherweise, mein einstiges Sterbenmüssen einzig mich selber in Angst versetzt. Ich reibe mir fest das Gesicht, atme durch und stehe auf. Ich streichle Johannas Wange, küsse sie und sage: »Ruf mich morgen früh an, okay?«

Draußen ist es dunkel und kühl, das Licht der Laternen frisst sich still zum Asphalt hinab, und die Kette meines Fahrrads knirscht ungeölt vor sich hin. Im Atelier koche ich schwarzen Tee. Ich denke an die Vernissage, die allzu schnell näher rückt, schalte alle Lichter an und arbeite, bis der Morgen hell und kühl vor der Fensterfront steht.

Johanna und ich kommen absichtlich zu spät, denn zu den Vernissagen meiner Ausstellungen erscheinen in der Regel keine Menschenmengen, in denen ich baden könnte. Genau genommen kenne ich in der Regel alle Besucher meiner Vernissagen persönlich, aber ich soll, weil Jonas von mir in diesen Momenten ein Mindestmaß an Höflichkeit verlangt, einige Worte mit jedem wechseln. Ich selber besuche im Gegenzug, weil Jonas von mir Präsenz in der Szene fordert, ihre Vernissagen – denn sie alle sind Kollegen –, wo sie auf meine hilflose und deprimierende Konversation mit ebenso hilfloser, im Grunde verzweifelter Konversation reagieren. Johanna und ich sind absichtlich zu spät losgegangen, damit die zehn Leute, die kämen, wenigstens schon da wären und ich nicht jeden einzeln empfangen müsste wie der Gastgeber einer Benefizveranstaltung zum Wohl seiner selbst.

Doch als wir ankommen, ist die Galerie überfüllt. Einige Leute stehen rauchend vor dem Eingang, und ab der Tür müssen wir uns durchdrängen. Ein Spatz hat sich in den Raum verirrt und flattert im aufsteigenden Zigarettenrauch über den Köpfen der Leute herum. Er fliegt gegen eines der Bilder, setzt sich für eine Sekunde auf den Kopf einer jungen Frau und findet dann zufällig den Weg durch die Tür in die Abendluft.

Aus den Lautsprechern dringt der experimentelle Klassik-Elektro-Mix, den Jonas für die Vernissage gewählt hat – schöne, knirschende Geräusche. An der einen Wand hängen die sieben Doppelporträts von Johanna und mir, an den beiden anderen einige Einzelbilder, die keiner thematischen Reihe angehören. Ich kämpfe mich durch das Gedränge zum DJ-Pult durch. Malte nimmt die Kopfhörer ab und hängt sie sich um den Nacken. Ich beuge mich über die Plattenteller zu ihm hinüber und rufe: »Wo ist Jonas?«

Es ist ziemlich laut um uns herum. Malte deutet vage in die Menge.

»Bin ich hier richtig? Ist das hier *meine* Ausstellung?«, schreie ich gegen den Lärm. Malte grinst, zeigt auf mich und hebt beide Daumen. Dann setzt er seine Micky-Mäuse wieder auf und ruft: »Muss arbeiten, Junge!«

Ich drehe mich um. Johanna ist mir im Gedränge verloren gegangen. Keines der Gesichter um mich herum ist mir bekannt. Ich schwitze, ziehe meine Jacke aus, dränge mich durch die Leute zur Bar, hole mir ein Bier und suche mir eine Ecke. Auf dem Weg fällt mir auf, dass neben allen Bildern rote Punkte kleben, was bedeutet, dass Jonas sie bereits verkauft hat. Er und ein junger, dürrer Mann mit einem Ziegenbart schieben sich durch die Menge auf mich zu. Der junge Mann hält eine Kamera in der Hand.

»Da ist er doch!«, ruft Jonas ihm zu und klopft mir auf die Schulter.

»Tach«, sagt der junge Mann und streckt mir seine Hand entgegen. Er hat eine Fototasche umhängen und steht ein wenig schief.

»Was ist denn das jetzt für ein Gefühl, gerade mit dem Studium fertig und schon die erste Ausstellung?«, fragt er.

»Das ist nicht meine erste Ausstellung«, sage ich, »und mit dem Studium bin ich schon seit sechs Jahren fertig.« Ich sehe mich um. Jonas ist wieder verschwunden.

»Kannst du dir denn vorstellen, im Leben auch mal was anderes zu machen als Malen, oder ist das so was wie 'ne Bestimmung?«

Ich sehe auf mein Bier, dann wieder ihn an. Sein Ziegenbart sieht aus wie Schamhaar.

»Ich ...«, sage ich.

»Was?«, ruft er.

Ich schüttele den Kopf. »Was für 'ne Frage!«, rufe ich.

»Hast du denn irgendein Anliegen mit deiner Malerei, mit irgendeinem dieser Bilder?«

»Natürlich«, sage ich, und er sieht mich erwartungsvoll an. Er hat keinen Block und kein Diktiergerät dabei. Ich nehme

einen Schluck Bier. Er sieht mich immer noch an. Ich sage:
»Ich denke, ich erkläre mir damit die Welt.«

»Was?«

Ich winke ab. »Wenn ich es sagen könnte, würde ich ja nicht malen.«

Mit beiläufigen Handgriffen schraubt er das Objektiv von der Kamera und setzt ein anderes auf.

»Das klingt ja furchtbar«, sagt er.

»Wieso?«

»Furchtbar esoterisch. – Stell dich doch mal bitte vor dieses Bild hier.«

Er schiebt einige Leute beiseite und mich vor das Bild, um mich mehrere Male zu fotografieren. Schließlich senkt er die Kamera.

Vor mir werden zwei Leute auseinander geschoben, und zwischen ihnen erscheint Johanna. Sie legt mir die Arme um den Hals, und der junge Fotograf schießt noch ein Bild.

»Unglaublich!« Johanna strahlt mich an. »Wie hat Jonas das denn angestellt? Hat er so viel Werbung gemacht?«

»Vielleicht bezahlt er die Leute dafür.«

»Quatsch.«

»Komm«, sage ich und ziehe sie zur Bar, wo ich mir eine Flasche Sekt geben lasse. Plötzlich verstummt der Klassik-Elektro-Mix.

Ich höre Jonas »Hallo-hallo« in ein Mikrofon sagen. Dann hält er eine Ansprache. Er scheint sich spontan dazu entschlossen zu haben, er wirkt aufgedreht und macht Scherze, bis alle zuhören. Dann redet er von meiner großen Ähnlichkeit mit dem bekannten jungen Schauspieler Bartek von Walten, der ungefähr so alt ist wie ich. Bartek von Walten ist für seine Partynächte bekannt, sein Sexleben und sein robustes Wesen. Davon abgesehen ist er tatsächlich ein großartiger Schauspieler. Selbst die schlechtesten Filme werden sehenswert, wenn er dabei ist. Jonas sagt, dass er jetzt keine Enthüllungen über Parallelen meines Privatlebens zu dem

von von Walten machen möchte, aber dass es doch offensichtlich sei, dass einiges in mir schlummere, was man auf den ersten Blick nicht vermute würde, »wie es sich für einen Künstler gehört«, sagt Jonas, und dass jeder Bildkauf an diesem Abend eine Investition sei, die niemand bereuen werde. Er sagt, er freue sich über das neue, längst überfällige Interesse der Medien für die Malerei und seine Vertreter. Dann beglückwünscht er mich zu meiner Arbeit. Ich habe gerade Johanna in den Arm genommen und sie an mich gedrückt und versucht, mit meiner Zunge ein bisschen an ihrem Ohr zu spielen, als er auf mich zeigt und es einen kleinen Applaus gibt. Schließlich wünscht er allen einen vergnüglichen Abend und reicht das Mikrophon an Malte zurück, der die Musik hochfährt und von nun an so auflegt, dass die Leute auf engstem Raum zu tanzen beginnen.

Johanna und ich haben während Jonas' Ansprache die Sektflasche so gut wie geleert und eine neue bestellt. Eine junge Frau, die neben Johanna steht, verwickelt sie in ein Gespräch, von dem ich kaum etwas hören kann. Das Mädchen ist außerordentlich hübsch, klug und einsam, also schön, diese Art Frau. Sie trägt eine runde Brille und die Haare zurückgebunden. Ich stelle mir vor, Johanna würde sie küssen. Sie würden gut zueinander passen. Johanna groß und jungenhaft, das Mädchen kleiner und zerbrechlicher, mit schönen, runden Brüsten, die sich unter dem Pullover abzeichnen.

Jemand berührt meinen Arm. Ich drehe mich um. Ein anderes Mädchen mit glatten, wasserstoffblonden Haaren sagt: »Du bist der Maler, stimmt's?«

Ich nicke.

Sie gibt mir die Hand, sagt: »Marissi« und lässt meine Hand nicht mehr los.

»Gefallen mir, deine Bilder. Komm doch mal mit«, sagt sie, dreht sich um und geht los. Über die Schulter werfe ich einen Blick auf Johanna. Die unterhält sich weiter mit dem Mäd-

chen. Also lasse ich mich von Marissi durch die Leute ziehen. Plötzlich ist Jonas neben mir und hält mich fest. Marissi bleibt stehen und wendet sich zu uns um, ohne meine Hand loszulassen.

»Jonas«, rufe ich, »was ist denn hier los? Wie sind denn die ganzen Leute hierher gekommen? Bezahlst du die?«

Er lacht. »Quatsch, die hab' nicht ich hergeholt, die hat – – – geholt.«

Ich verstehe *Fischer* und plärre: »Wer?«, und Jonas schreit den Namen noch einmal:

»Joschka Fischer!«

»Der?«

»Ja, Mann, hast du das nicht gesehen?«

»Was nicht gesehen?«

»Das Interview, das er gegeben hat, mit dem Gemälde von dir im Hintergrund! Das hast du nicht gesehen?«

»Nein«, schreie ich. »Wann war das denn?«

»Gestern, Mann!«

Marissi zieht an meiner Hand, und Jonas klopft mir auf die Brust. »Das geht ab hier!«

»Ja«, schreie ich.

»Freu dich kaputt, Alter!« Er klopft mir noch einmal auf die Brust. Marissi setzt sich wieder in Bewegung, sie zieht mich in die Toilette und verriegelt die Tür.

»Wie schön, dass du gekommen bist«, sagt sie. Sie leert aus einer kleinen Dose ein braunrosa Pulver auf die Ablage unter dem Spiegel. Währenddessen erzählt sie, dass sie in einer Band singt und sich freuen würde, wenn ich einmal vorbeikäme, sie findet, meine Bilder und die Songs ihrer Band hätten etwas gemeinsam, in ihrer Stimmung, in ihrer Unabhängigkeit, wie sie sagt. Sie hält mir einen kurzen Strohhalm hin.

»Ich nehme keine Drogen, leider.«

Marissi schaut auf das Sektglas in meiner Hand und sagt: »Echt? Schade!«

Sie beugt sich über die Ablage und zieht sich die Hälfte des Pulvers durch den Halm in die Nase. Dann niest sie zweimal und hält mir den Halm wieder hin.

Freu dich kaputt, Junge, hat Jonas gesagt.

»Na gut«, sage ich und nehme den Halm. »Und jetzt?«

»Einfach tief einatmen!«

Ich stecke mir das eine Ende des Strohhalms in die Nase und halte das andere an das Pulverhäufchen. Von außen rüttelt jemand an der Tür. Ich ziehe. Sofort werden meine eine Nasenhälfte und mein Gaumen vollkommen taub, als hätten kleine Männer, die in meinem Kopf arbeiten, für diese Regionen die Sicherung rausgedreht. Ich lasse den Halm ins Waschbecken fallen.

»Hui«, sage ich.

Marissi legt mir die Arme um den Hals und platziert ihr Gesicht genau unter meinem. Dort schwebt es wie eine Sankt-Martins-Laterne.

»Was war das?«, frage ich.

Statt eine Antwort zu geben, beginnt Marissi, mir in kurzen Abständen kleine Küsse auf den Mund zu geben.

»Moment, Moment«, sage ich, fasse sie an den Schultern und schiebe sie ein Stück von mir weg.

Wieder drückt jemand die Klinke, schlägt gegen die Tür und schreit: »He, ich muss auch mal!«

»Das geht nicht«, sage ich zu Marissi und versuche, ihr ernsthaft in die Augen zu schauen. »Das geht leider nicht.«

Ihre Augen scheinen zwei Planeten mit unbekanntem Leben darauf zu sein. Ich atme tief ein und aus und höre meinen Atem, als sei er das einzige Geräusch auf der Welt.

»Hey, Arschloch!«, brüllt der Mann von draußen durch die Tür. »Schönen Gruß von Herrn – -ler, er lässt ausrichten, er sei sehr zufrieden mit dir.«

Ich lasse Marissi los. »Wer?«, schreie ich, stolpere zur Tür und kriege das Schloss nicht auf. Als es mir endlich gelingt, reiße ich die Tür auf. »Gruß von wem?«

Vor der Tür ist jedoch niemand, der herein will, nur Leute, die ganz normal ins Gespräch vertieft sind. Sie rauchen und trinken, bewegen sich zur Musik und sehen mich teilnahmslos an.

Ich habe ein bisschen Angst, sie mit meinem Atem zu verbrennen, deshalb rede ich nach unten, als ich frage: »Hat hier nicht eben jemand an die Tür geklopft? War das einer von euch?«

Jemand schüttelt träge den Kopf, und die meisten wenden sich wieder ihren Gesprächspartnern zu. Ich drehe mich um. In ziemlich großer Entfernung sammelt Marissi ihre Utensilien von der Spiegelablage.

Ich quetsche mich zwischen den Leuten durch, ich will zurück an die Bar, zu Johanna. Auf halbem Weg bleibe ich stehen und erstarre. Plötzlich weiß ich, von wem mich die Stimme begrüßt hat, ich weiß es, als hätte ich es die ganze Zeit gewusst: Nicht *-ler*, sondern *-ter*. Mister.

5

Am nächsten Morgen weckt uns ein Anruf von Jonas. Eigentlich ist es schon Mittag. Jonas ist bester Laune und empfiehlt mir, nach draußen zu gehen und eine Zeitung zu kaufen. Ich frage meine Beine, ob sie sich bewegen möchten, aber sie möchten nicht, deshalb bitte ich Johanna, zum Kiosk zu gehen. Inzwischen koche ich Tee und setze mich an den Tisch, aber an Frühstück ist nicht zu denken, denn mein Magen scheint über Nacht verschwunden zu sein.

Als ich auf den Tee in meiner Islandtasse schaue, stellt sich nach und nach die Erinnerung ein. Die roten Punkte neben den Bildern. Marissi. Die Grüße.

Ich drehe die Tasse ein wenig, und das Wikingerschiff fährt im Kreis.

Johanna bringt zwei Zeitungen mit. Eine normale und ein-

mal *DAS BLATT*. *DAS BLATT* legt sie mir hin, sagt: »Seite 13« und nimmt sich selber die andere Zeitung.

Erst jetzt fällt mir auf, dass Jonas gar nicht gesagt hat, welche Zeitung ich mir besorgen sollte, und dass es infolgedessen auch Johanna nicht wusste.

»Woher wusstest du denn, welche Zeitung du kaufen musst?«

»Wusste ich gar nicht. Walter wusste es.«

Walter, ihr Onkel, arbeitet in einem Kiosk eine Straße entfernt. Er ist der Freund aller Künstler und Handwerker, die in dem ehemaligen Industriekomplex ihre Ateliers und Werkstätten unterhalten. Johanna sitzt oft im Kiosk und bespricht mit ihm die Dinge, die zu besprechen sind. Ich kannte Walter, bevor ich Johanna kennen lernte, und ich lernte Johanna bei ihm im Kiosk kennen.

Walter malt gelegentlich selber, zu meinem letzten Geburtstag hat Johanna mir eine Arbeit von ihm geschenkt. Auf dem vierzig mal fünfzig Zentimeter großen Bild ist, ein wenig vom Zentrum verschoben, vor einem dunkelgelben Hintergrund ein Turngerät zu sehen, ein Seitpferd. Darüber steht in schwarzroten Buchstaben: »Witzig, müde, untröstlich der Mensch ist«.

»Und zäh, sage ich immer noch dazu«, sagt Walter jedes Mal, wenn die Sprache auf das Bild kommt, dazu.

Ich habe das Bild über die Eingangstür meines Ateliers gehängt.

Walter also wusste, welche Zeitung Jonas gemeint hatte, *DAS BLATT*, Seite 13. Es ist eines der Fotos, die der Fotograf mit dem Ziegenbart auf der Vernissage von mir gemacht hat. Es ist mein Gesicht, aber es sieht anders aus als auf den Fotos, die Johanna von uns gemacht hat. Es sagt nicht: »Was in aller Welt tun wir hier?«, sondern: »So, jetzt aber mal Achtung, hier komme jetzt nämlich ich!«

Das verwirrt mich. Ich lege die Zeitung weg und nehme sie wieder in die Hand und schaue das Bild noch einmal an.

Dann lese ich den kleinen Artikel, der neben dem Foto steht:

DIESE BILDER MACHEN GLÜCKLICH

sagt die Überschrift, und der Artikel hebt meine Ähnlichkeit mit Bartek von Walten hervor, berichtet, er und ich seien enge Freunde (wir sind uns niemals begegnet!), und dass ich die Herzen des jungen wie des älteren Publikums mit der Freundlichkeit und Wärme meiner Kunst eroberte. Diese Wärme rühre daher, dass ich Esoteriker sei.

Ich schaue auf. Auch Johanna schaut von ihrer Zeitung auf.

»Ich bin doch kein Esoteriker!«, sage ich entrüstet.

»Was hast du denn dem Journalisten erzählt?«

»Gar nichts. So ein Freak!« Ich werfe die Zeitung auf den Boden. »Steht bei dir auch was?«

»Nein.«

»Und seit wann verbreiten Esoteriker Wärme? Esoteriker verbreiten ... Hysterie.« Ich nehme meine Tasse. Ich trage nur Flip-Flops, meine Pyjamahose und ein Unterhemd, und der Himmel vor den Fenstern ist trüb. Obwohl – es schwillt ein bestimmtes Licht in ihm, ein silbriges Licht, an den Stellen, an denen die niedrigeren, zerfetzten und schmutzigen Wolken, die schnell dahin ziehen, den Blick freigeben auf eine höhere, geschlossene, hellere Wolkenschicht.

»Hier steht«, sagt Johanna, »dass die Hopi-Indianer nicht zwischen Verben und Substantiven unterscheiden. Sprich: Baum ist Substantiv und Verb zugleich. Sein und Tun in einem. Der Baum baumt.«

»Der Himmel auch?«

»Steht hier nicht, aber der Himmel dann eigentlich auch.«

Ich schaue weiter hinaus. Der Himmel himmelt. Ich stehe auf und gehe mir einen Pullover holen.

»Ich hatte vor kurzem einen ziemlich komischen Traum«, sage ich, nachdem ich mich wieder gesetzt habe.

»Aha.«

»Ja, völlig absurd«, und ich erzähle ihr den Traum vom kleinen Herrn Mister.

»Vom kleinen Herrn Mister habe ich doch auch mal geträumt«, sagt sie, als ich fertig bin. »Erinnerst du dich nicht? Wir waren noch nicht lange zusammen, ein halbes Jahr vielleicht, ich habe dir den Traum direkt nach dem Aufwachen erzählt. Ich war völlig fertig, weil dieser fiese Kerl mir solche Angst gemacht hat. Weißt du nicht mehr?«

Vielleicht verwechselt sie mich. Sie hat damals, in der Anfangsphase unserer Beziehung, eine kurze Affäre mit einem jungen Kleinkriminellen gehabt, der ein Stockwerk unter ihr wohnte.

»Dunkel«, sage ich, »ich erinnere mich dunkel.«

»In meinem Traum wollte der kleine Herr Mister nicht mit mir reden, er sagte die ganze Zeit, ich sei zu dumm, ihn zu verstehen – nein, er sagte, ich sei *es nicht wert*, ihn zu verstehen! Und er hatte auch bei mir diese furchtbare Stimme. Er ist durch meine Wohnung getrampelt und hat alles beschlagnahmt, Klamotten, Schreibtisch, Bett, alles. In dem Bett lagst übrigens du.«

Sie lacht.

»Ich weiß noch, dass dich mein Traum ziemlich beeindruckt hat. Du wolltest den kleinen Herrn Mister malen, hast es aber nie gemacht. Wahrscheinlich hat er sich dir so eingepägt, dass er jetzt in deinen eigenen Träumen wieder auftaucht.«

Ich schaue auf die kleinen Wikinger.

»Angenommen«, sage ich, »Figuren könnten von den Träumen des einen Träumers in die Träume eines anderen wandern. Also, können sie ja offensichtlich – aber ich meine, nicht aufgrund unseres Unbewussten, sondern ganz von allein, selbständig. Weil sie es wollen. Jetzt nur mal so zum Spaß gedacht.«

Ich mache eine Pause.

»Nehmen wir mal an, die könnten das. Dann hätten sie einen eigenen Willen. Und nehmen wir an, nur mal zum Spaß, dieser kleine Herr Mister sei eine solche Traumgestalt, die einen eigenen Willen hat.«

»Dann?«, fragt Johanna.

Im Atelier ist es vollkommen still. Auch aus dem Atelier über mir ist nichts zu hören, kein Klopfen, kein Hin- und Hergelaufe, und in den alten Rohren kein Rauschen.

»Dann hieße das, er will was von mir.«

»Und was?«

»Dass ich ... mich ihm ... unterwerfe?«

Johanna sieht mich eigenartig an.

Ich lehne mich zurück und verschränke die Arme.

»Vielleicht«, sagt Johanna, »hat der kleine Herr Mister in deinem Traum gar nicht *Glück* gemeint. Vielleicht hat er was durcheinander gebracht.«

»Was denn?«, frage ich. »Was hätte er denn sonst gemeint?«

Johanna sieht auf die Zeitung vor uns auf dem Tisch. Ich würde jetzt gerne ein Geräusch hören. Aber die Stille wird immer dichter, und der Rabe auf Johannas Tasse scheint in den Keller zu flüchten.

»Oder«, sage ich, »er hat eine andere Vorstellung von Glück als ich.«

Wir sehen uns an. Und dann mache ich den Mund auf und lache.

6

Die Herbstschauer kommen und verwandeln die Brache vor dem Fenster in einen Sumpf. Mit dem Herbst kommt jene Art Melancholie, der jeder Tag der Vorabend einer überwältigenden Einsicht zu sein scheint, die aber nicht kommt. Was kommt, ist der Winter mit seinen violetten Abendhimmeln über dem Schnee.